

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Deutsch-Südwest im Weltkrieg

Suchier, Walther

Berlin, 1918

Rückmarsch

urn:nbn:de:bsz:31-39997

— man hatte mich nicht mehr erwartet! — Gott sei Dank, diesmal war's noch gut abgelaufen, und der bittere Kelch der Gefangenschaft haarscharf an uns vorübergegangen. — Aber dem „Schutze“ der Roten-Kreuz-Flagge habe ich mich seither nicht wieder anvertraut!

Rückmarsch.

Wochenlang lagen wir bei der Farm Ubib im Grenzgebirge der Namib in einer Vorpostenstellung und starteten ins Khanrivier hinab, aus dem der böse Feind aufsteigen sollte; aber der ließ sich merkwürdig lange Zeit. Es war „erhöhte Alarmbereitschaft“ befohlen, und die ist als Dauerzustand ein recht zweifelhafter Genuß. — Von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang durfte weder Licht gemacht noch Feuer angezündet werden, und die Aprilmächte waren schon bitter kalt. Jeden Morgen vor Tag und Tag wurde gepackt, eingepannt und alles zum Abrücken fertig gemacht. Bis zum Sonnenaufgang blieb die Mannschaft vollzählig bei den notdürftig eingedeckten Geschützen; dann wurde wieder abgebaut und der Tag hingebacht wie stets — mit Abwarten und Patrouillenreiten. Und in der folgenden Nacht dasselbe Spiel. — Am 20. April endlich wurden wir in eine Aufnahmestellung auf Usafos zurückgenommen und konnten einige ungetrübte Tage lang in langentbehrten Kulturgenußen schlemmen. — Dann gab's wieder ernste Arbeit.

Unsere Front, die Botha den Vormarsch auf Karibib bis auf weiteres verriegeln sollte, verlief jetzt in annähernd nord-südlicher Richtung von Spitzkoppje über Ebony und Ubib auf Djimbingwe. Den südlichen

Flügel hatte die Abteilung Vauscus übernommen, die inzwischen ihre Loslösung vom Gegner bei Aus in meisterhafter Weise durchgeführt und sich unserer Hauptstellung vor Karibib angeschlossen hatte. — Der Süden des Landes war aufgegeben und geräumt worden. Gesprengte Gleise, zerstörte Wasserstellen, flüchtende Bevölkerung, brüllendes durstendes Vieh — immer dieselben traurigen Bilder.

Mit Mühe war es eben noch rechtzeitig gelungen, alles brauchbare Material fortzuschaffen und die Farmerfamilien mit ihrer Habe nach Norden in Marsch zu setzen, soweit sie es nicht vorzogen, auf ihrer Scholle auszuharren. Einzelne Nachzügler wurden jetzt schon von dem plötzlich mit überraschender Schnelligkeit von Süden, Südosten und Osten vorgehenden Gegner überholt und abgefangen. — Was wir diesem an Streitkräften hier noch entgegenzustellen hatten, war so dürftig, daß es kaum dazu ausreichte, seinen Vormarsch ernstlich zu verzögern. Unsere unter Hauptmann v. Kleist zusammengefaßte Nachhut war alles in allem rund 800 Köpfe stark; die vermutlich noch im Südosten weilende Kamelkompagnie (7. aktive), die anscheinend abgesehritten war und wochenlang für verschollen galt, konnte bis auf weiteres nicht mehr in Rechnung gestellt werden. — Das Gouvernement wurde von Windhuf nach Grootfontein verlegt. — Die folgenden Tage brachten in schneller Folge Kampfhandlungen ernster Art:

Am 26. April griffen wir die Bauspitze an, die Botha inzwischen bis zur Station Treckkopje an der Otavibahn vorgetrieben hatte. — Für dieses Unternehmen wurde die größte Streitmacht eingesetzt, die ich während des ganzen Krieges in Südwest zu einer ein-

heitlichen Kampfhandlung vereinigt gesehen habe: fünf Kompagnien und zwei Batterien — rund 700 Mann; die Führung hatte Major Ritter. Es wurde einer der anstrengendsten Tage, der den Menschen und vor allem den Reittieren in diesem Feldzug zugemutet werden mußte. Anmarsch, Gefecht und Rückmarsch: das war binnen 24 Stunden ein Ritt von 100 km — ohne Wasser! — Und letzten Endes war auch diesmal alles vergeblich. Wir trafen auf weit überlegene feindliche Kräfte, die im Verlauf des Gefechtes noch von allen Seiten Verstärkung erhielten. Mit Maschinengewehren armierte Panzerautos dezimierten unsere Infanterie, die sich fast ohne Deckung vorarbeiten mußte; unsere kleinkalibrigen Gebirgsgeschütze erwiesen sich trotz bester Feuerleitung als machtlos. Nach fünfstündigem schweren Kampf, der auch uns erhebliche Verluste kostete, brach Ritter das Gefecht ab und ging in voller Ordnung langsam zurück — es wurde Schritt geritten!

Am gleichen Tage ließ auf unserem linken Flügel Major Vauscus die 3. Kompagnie zu einer gewaltsamen Erkundung auf Salem vorgehen und stellte auch hier das Anrücken starker feindlicher Kräfte fest. Sie entwickelten sich in den folgenden Tagen in Richtung auf Djimbingwe und faßten die hierher vorgeschobene Abteilung von drei Seiten gleichzeitig; diese konnte noch mit knapper Not durchbrechen, aber Djimbingwe blieb in Feindeshand.

Auch im Süden erreichte die Gefechtstätigkeit in den letzten Tagen des April ihren Höhepunkt. Die schwache Abteilung Kleist wurde am 27. bei Gibeon von einer nach Tausenden zählenden Übermacht angefallen, die sie mit ihren schnellbeweglichen Automobilkolonnen flank-

fiert, überholt und fast vollständig eingeschlossen hatte. Nach heftigem Feuergefecht, in dem der Gegner schwere blutige Verluste erlitt und eine stattliche Anzahl Gefangener einbüßte, gelang es Kleist, sich nach Norden durchzuschlagen und den Vormarsch des Gegners auch weiterhin erheblich zu verzögern.

Zwei kleinere, schneidig durchgeführte Unternehmungen bei Kabus und Berseba gelangen planmäßig, brachten uns örtliche Erfolge, konnten aber den Lauf der Dinge nicht mehr wesentlich beeinflussen. Kleist mußte in Eilmärschen abziehen, um nicht dennoch endgültig abgegeschnitten zu werden. — Diese „Eilmärsche“ bestanden darin, daß Hunderte von Kilometern auf elenden abgetriebenen Pferden in sausendem Schritt zurückgelegt werden mußten, bis es nach endlosen Nachtmärschen und Anstrengungen gelang, Windhuf zu erreichen. Von hier wurde die Abteilung über Okahandja in Richtung Waterberg in Marsch gesetzt, um sich später im Norden des Schutzgebietes wieder mit der Hauptmacht zu vereinigen.

Gleichzeitig mit diesen Kampfhandlungen spielten sich im Bezirk Rehoboth unvorhergesehene Ereignisse ab, die die ohnehin schwierige Lage des Landes noch ernster gestalteten als bisher. Die hier ansässigen Bastards, die schon seit längerer Zeit mit dem Gegner heimlich in Fühlung getreten waren, ließen sich Mitte April von den Engländern zu Widerseßlichkeiten gegen die deutsche Regierung verleiten und gingen bald darauf zu offenem organisiertem Aufstand über. Sie zogen sengend und plündernd durchs Land, überfielen die Ansiedelungen und Polizeistationen, ermordeten die Farmer und verschleppten weiße Frauen. — Hauptmann Graf Saurma und

Hauptmann Hensel mit insgesamt drei Kompagnien und zwei Geschützen nahmen die Verfolgung der Mörderbande auf und hielten nach schweren Märschen und Gefechten ein strenges aber gerechtes Strafgericht.

Am 2. Mai wurde Karibib von den buriſch-briſiſchen Truppen beſetzt, am 12. Mai 1915 Windhuk. Damit war der ganze Süden des Landes bis ungefähr zur Linie Gobabis—Okahandja—Karibib—Swakopmund in Bothas Hand. Die Schutztruppe wurde langſam bis Dmaruru und ſpäter auf die Linie Kalkfeld—Otjihaenamaparero zurückgenommen; die Vorpoſtenſtellung unter Leutnant Sinn und v. Hadeln blieb bei Dmaruru.

Der Gegner entwickelte in den folgenden Wochen eine rege Aufklärungsſtätigkeit und bediente ſich hierzu zum erſtenmal ſeit Beginn des Krieges einer Anzahl von Flugzeugen, die neuerdings aus Europa eingeführt worden waren. Abwehrbatterien hatten wir ſelbſtverſtändlich nicht zur Verfügung, Kampfflugzeuge noch weniger. Unſere beiden Flieger waren mit ihren unbewaffneten und ſtändig ſchadhafte Apparaten kaum imſtande, die notwendigſten Aufklärungsflüge durchzuführen und einige Bomben abzuwerfen; es iſt merkwürdig genug, daß ſie bei dem Zuſtand ihrer Flugzeuge nicht früher vom Schickſal ereilt wurden. Sie ſind ſchließlich beide kurz nacheinander abgeſtürzt (glücklicherweiſe aus nur geringer Höhe), Leutnant Fiedler Ende April bei Karibib, Leutnant v. Scheele Ende Mai bei Kalkfeld. Fiedler kam mit einem Schädelbruch, v. Scheele mit einem Unterschenkel- und Naſenbeinbruch davon; beide konnten vollſtändig wiederhergeſtellt werden — aber die Flugzeuge blieben d. u.

Die feindlichen Flieger, die erſtklaſſige franzöſiſche

Apparate zur Verfügung hatten, waren gewandte Kerls, die schon ein halbes Jahr über europäischen Kriegsschauplätzen geflogen und Kummer gewohnt waren. Der Versuch, durch Eingraben des Lafettenschwanzes mit unseren Gebirgsgeschützen ihre Fliegerei zu stören, erwies sich als aussichtslos; so konnten sie ungestört ihre Kreise ziehen und warfen Bomben auf jedes lohnende Ziel. — Die Eingeborenen betrachteten die merkwürdigen Vögel zum Teil mit völligem Gleichmut, zum Teil mit abergläubischer Unruhe und waren von der ganzen Sache noch weniger erbaut, als sie sich über Zweck und Wirkung des Bombenabwerfens klar wurden. Mein Kaffernjunge machte regelmäßig den Versuch, vor dem Flieger davonzulaufen, und ich konnte ihn nur mit Mühe von der Zwecklosigkeit seines Unternehmens überzeugen.

Wochenlang lagen wir bei Kalkfeld in Aufnahmestellung, schanzten und warteten ungeduldig auf den Vorstoß des Gegners. Wenn sie uns doch einmal den Gefallen tun wollten, von vorn anzugreifen! — Der Mai ging zu Ende, wir steuerten in den Juni und damit in die kälteste Jahreszeit hinein. Am wolkenlosen Nachthimmel stand ein Komet — wie sich das gehört im Weltkrieg — und erhöhte die Schönheit des südlichen Sternhimmels; er war annähernd so groß zu erkennen wie der Johannisburger Komet im Januar 1910. — Die Tage waren warm wie immer, über Mittag stets 20 bis 30° C, aber die Nächte wurden bitterkalt. Es war keineswegs selten, daß die Temperatur auf mehrere Grad unter Null sank und man des Morgens seinen steinhart gefrorenen Wassersack erst aufwärmen mußte.

Ein in Südwest vielgebrauchtes Sprichwort sagt:

„Wer friert, ist arm oder dumm!“ Das mag in Friedenszeiten so ziemlich seine Richtigkeit haben, solange man sich mit allen Bequemlichkeiten umgeben kann. Aber im Kriege stimmt die Sache nicht. Wenn man des Abends „ins Bett“ ging, konnte man sich schon ausrechnen, wann einen die Kälte wieder wecken würde. Das „Bett“ wird in der Weise gemacht, daß man sich eine möglichst bequeme Kuhle in den Sand wühlt, ein Kopfpolster aus Sand zusammenkrast und über das Ganze malerisch seine Decken ausbreitet. Wer nicht genügend Decken hatte, der legte sich seufzend „in die Geographie“ und deckte sich „mit Klima“ zu — aber dies Verfahren hat unverkennbare Schattenseiten! Auch wer daran gewöhnt ist, dauernd im Freien zu leben — wir haben monatelang kein Haus betreten —, wird gegen die Kälte der Nacht nicht unempfindlich, da die Temperatur von vormittags 9 Uhr an auch in der kalten Jahreszeit fast stets so hoch ist wie in der Heimat an einem heißen Julitage.

Kamen wir nach einem anstrengenden Ritt ins Lager, so wurde meist sofort ein „Kasino aufgemacht“ und mit „orientalischem Luxus“ ausgestattet. Es bestand im allgemeinen aus einem einzelstehenden Baum oder Busch, an dessen Ästen einige schattenspendende Zeltbahnen ausgespannt wurden, einem mächtigen Holzfeuer und einer Flasche Rum. Das war unser Nationalgetränk und monatelang fast das einzige, was zur Verfügung stand: Schmutziges Wasser mit Rum. Dieser war ein Kapitel für sich; amtlich hieß er „Rum II“; meist wurde er „Niggertod“ oder „Stacheldraht“ genannt — schweigen wir davon! Je nach der Menge dieses köstlichen Getränkes, die man dem schmutzigen

warmen Wasser zusetzte, konnte man sich jede gewünschte Mischung herstellen, vom „leichten Mosel“ bis zum „schweren Bordeaux“, und sich in alle Genüsse friedensmäßigen Schlemmerlebens hinübersäufeln.

Weniger leicht war diese Selbsttäuschung mit der Beschäftigung herzustellen. Unsere Ernährung war nicht üppig, aber wir sind immer satt geworden. Es gab vorwiegend Maisbrot, Reis und Fleisch; dieses war unser Hauptnahrungsmittel und in Form von Schlachtvieh reichlich vorhanden. Da es wegen der tagsüber immer beträchtlichen Hitze meist schnell in Fäulnis übergeht, muß es ganz frisch, wenige Stunden nach dem Schlachten, genossen werden und ist deshalb auch in gebratenem Zustande stets zäh wie Leder. Aber das ist Gewohnheitsache! Zum Braten war auch nicht immer genügend Zeit; dann wurde es „durchgedreht“ und als Tatarbeefsteak verschlungen. Manah lieben Marschtage gab es morgens „Durchgedrehtes mit Reis“ und abends „Reis mit Durchgedrehtem“; der Reis war meist ein wässriger Pampß, das „Tatar“ wurde durch einige Pfefferkörner und „abgekrasten Zwiebelstein“ zum Lederbissen verarbeitet. Als letzte Folge dieses üppigen Lebens hatten wir schließlich zu einem erheblichen Prozentsatz Bandwürmer.

Eigenartig war auch die Kaffeezubereitung. Die Kaffeebohnen wurden in ungebranntem Zustand ausgegeben, etwa ein Suppenlöffel voll auf den Kopf und Tag. Die Bohnen wurden im Kochgeschirrdeckel ans offene Feuer gesetzt, bis sie wohl oder übel braun zu werden begannen; dann wurde der Kaffee „gemahlen“. Da es in der ganzen Schutztruppe keine Kaffeemühle gab, geschah das in der Weise, daß der besagte Kochgeschirr-

deckel mit den halbverbrannten Bohnen zwischen den Füßen festgehalten und die Bohnen so lange mit dem Gewehrkolben bearbeitet wurden, bis sie annähernd gevierteilt waren. Dann wurde heißes Wasser zugegossen und — Wetten abgeschlossen, ob's Kaffee oder Tee geworden sei.

Hatte man sich zu all diesen Genüssen dann noch die kurze Pfeife angebrannt, so kam man sich letzten Endes geradezu beneidenswert vor. — Geraucht wurde alles, was Rauch von sich gab; aber die Qualität des Krautes wurde immer afrikanischer. Am besten war noch der mit der Verpflegung gelieferte Plattentabak; das Zeug ist jedoch derartig schwer, daß man Herz und Nerven schon einiges zutrauen muß, um ihn mit Genuß verdauen zu können. Was sonst noch verdampft wurde, schmeckte zuweilen geradezu beängstigend. Wer gedächte nicht noch tränenden Auges der Marke „Gouverneur“ und ähnlicher Erzeugnisse südafrikanischen Tabakbaues, die uns monatelang die Zunge beizten? — Aber immerhin — es dampfte, und ohne seine Pfeife ist der Afrikaner nur ein halber Mensch.

Die Stimmung unter den Leuten war frisch und gut, oft übermütig. Wir hatten nun schon zweimal unser ganzes Gepäck verloren, aber immer wieder tauchte hier und da eine Gitarre auf, zu deren Begleitung die alten Soldatenlieder gesungen wurden; merkwürdigerweise war auch drüben — ohne jeden Zusammenhang mit der Heimat — das „Gloria Victoria“ eines der beliebtesten. Und manches Scherzwort wurde ausgestanzt, das die Betroffenen lange nicht wieder los wurden. Zwei unserer Ersatztruppenteile, die aus älteren Leuten bestanden und aus Mangel an brauch-

baren Pferden obendrein unberitten waren, erhielten den Beinamen „D. L. H.“ („Deutschlands letzte Hoffnung“) und „D. U. L. H.“ („Deutschlands allerletzte Hoffnung“). — Wer den Schaden hat, braucht bekanntlich für den Spott nicht zu sorgen!

An den jammervollen Zustand, daß man aus der ganzen Welt keinerlei Nachricht bekam außer einigen Reuterlügen, hatte man sich nach und nach einigermaßen gewöhnt. Unsere Zeitungen wurden dünn und dünner, teils aus Mangel an Nachrichten, teils aus Mangel an Papier. Einzelne erschienen zeitweise auf Packpapier gedruckt — dann stellte der Blätterwald sein Rauschen endgültig ein. Später wurde noch einige Wochen lang ein in Tsumber gedrucktes vierseitiges Blättchen im Oktavheftformat alle paar Tage an die Truppen verteilt, aber es war natürlich ein gänzlich unbefriedigender „Zeitungsersatz“, wie es ja auch gar nicht anders sein konnte. Wir nannten es den „Kriegsruf“ — und hatten wieder was zu lachen. Merkwürdigerweise bekamen wir im Juni gegen alles Erwarten noch einmal Fühlung mit der zivilisierten Welt, aber leider nicht mit der alten, sondern mit der neuen. Unser Tsumber Funkenturm fing mehrfach Funkprüche auf, die von New York nach Europa gegeben wurden; aber es war darin niemals vom Krieg die Rede, sondern nur von Dollars, wie es nicht anders zu erwarten war.

In dieser Zeit stießen auch die letzten versprengten Abteilungen auf der Höhe von Kalkfeld—Waterberg wieder zur Truppe: Die aus dem Bastardlande zurückkehrende Abteilung Saurma-Hensel und die Kamelkompagnie, denen es nach außerordentlichen Schwierig-

keiten gelungen war, durch das „Sandfeld“ nach Norden durchzubrechen.

Es war Mitte Juni geworden. Seit Tagen war es nach übereinstimmenden Patrouillenmeldungen nicht mehr zweifelhaft, daß Botha den Angriff in großem Stil wieder aufzunehmen begann. War er bis dahin seinem Grundsatz im allgemeinen treu geblieben, den Vormarsch soweit wie möglich nur an der Hand der Bahnstrecken vorzutragen, so verließ er zu unserer Überraschung dieses Verfahren nunmehr vollständig. Der ganze Nachschub an Lebensmitteln, Wasser, Munition und Kriegsgerät aller Art wurde vollständig den Automobilsolonnen übertragen, und der Anmarsch seiner Nordarmee in drei Angriffsgruppen mit einer Geschwindigkeit durchgeführt, die für südwestafrikanische Verhältnisse einfach beispieslos war. In derselben Zeit, die wir brauchten, um auf unseren abgetriebenen Reitern 20 km vorwärtszukommen, konnte der Gegner mit seinen Kraftwagen 100 km zurücklegen. Bei dieser Lage der Dinge waren wir im Bewegungskrieg vollkommen wehrlos.

Unsere Freude, endlich wieder einmal zum Schießen zu kommen, war verfrüht. Wir wurden aus unserer Stellung bei Kalkfeld—Dtjhaenemaparero mit derselben Sicherheit hinausflankiert, wie es bisher fast stets der Fall gewesen war. Die gesamte Truppe mußte, ohne zu Schuß zu kommen, bis Davisfontein zurückgenommen werden, um ein letztes Mal der Einschließung zu entgehen. — Wieder folgte eine Reihe anstrengender Nachmärsche, die von unseren elenden Gäulen das Letzte verlangten, trotzdem fast ausschließlich Schritt geritten

wurde. — Und wieder dröhnten nächtelang die schweren Detonationen hinter uns her, und die Sprengkommandos brachen die letzten Brücken ab hinter der langsam nordwärts ziehenden Truppe.

Das Ende.

Bei Kilometer 514 der Bahnstrecke Dvavi—Tsumeb erhebt sich ein kleiner Gebirgsstock, dessen südlicher Ausläufer als flacher Sattel in die Ebene mündet. Das ist der sogenannte „Sargberg“ — ein vielversprechender Name!

Dieser Sattel war vom Kommandeur seit längerer Zeit als Haupt- und Aufnahmestelle für die zurückgehende Schutztruppe ins Auge gefaßt und durch Hauptmann Rothmaler mit seinem Infanteriebataillon in wochenlanger angstrengtester Arbeit zu einer für afrikanische Begriffe ungewöhnlich starken Befestigung ausgebaut worden.

Nur eines fehlte, was in Südwest immer fehlt — das Wasser! Und dieser Mangel mußte den Wert der ganzen Stellung zunichte machen, wenn es den mit Hochdruck arbeitenden Bohrmaschinen nicht noch rechtzeitig gelang, ausreichende Wassermengen in unmittelbarer Nähe des Lagers zu erschließen; denn die nächstgelegenen Wasserstellen waren 12 (Dvavifontein) und 6 km (Khorab) entfernt, so daß sie nicht für alle Fälle in Rechnung gestellt werden konnten. — Noch ahnten wir nichts Böses; noch hofften wir, von der Sargbergstellung aus der rund 25 000 Mann starken Bothaschen Nordarmee eine Schlacht liefern zu können, die uns zum ersten, wenn auch voraussichtlich letzten Male den Kampf im